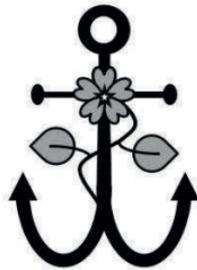


Martin Zehrer

Als Herr Weimar starb



Fidentia-Verlag

1. Auflage 2013
© by Fidentia-Verlag, Jettenbach
Alle Rechte vorbehalten
Homepage: www.fidentia-verlag.de
Titelbild: Martin Zehrer
Druck: www.europb.eu
ISBN 978-3-944644-00-4

Inhalt

Kapitel 0: Anfang	6
Kapitel 1: Herr Weimar stirbt	7
Kapitel 2: Große Veränderungen	35
Kapitel 3: Das Gymnasium	57
Kapitel 4: Die Flucht	82
Kapitel 5: Der Tag danach	112
Kapitel 6: Auf Leben und Tod	140
Kapitel 7: Neuigkeiten	165
Kapitel 8: Der Umbau	191
Kapitel 9: Weihnachtsüberraschungen	218
Kapitel 10: Kleinamerika	247
Kapitel 11: Zahnschmerzen und Kopfzerbrechen	275
Kapitel 12: Der Wahnsinn beginnt	302
Kapitel 13: Liebe und andere Qualen	328
Kapitel 14: Hoffen und Bangen	355
Kapitel 15: Der totale Krieg	384
Kapitel 16: Der Albtraum hat ein Ende	417
Kapitel 17: Schritte in ein neues Leben	443
Quellenverzeichnis	475
Anmerkungen	477

Kapitel 0: Anfang

Da manche Leute die Angewohnheit haben, langweilige Vorworte einfach zu überspringen, habe ich beschlossen, dieses Buch mit Kapitel 0 beginnen zu lassen.

Man möge mir diesen üblen Trick verzeihen, doch ich halte es in diesem Fall für wichtig, im Vorfeld einige klärende Worte zu sagen.

Die Geschichte, die nun erzählt werden soll, spielt vor einem wahren Hintergrund und hätte sich vielleicht so oder so ähnlich wirklich abspielen können. Aber, und dies sei noch einmal ausdrücklich betont, es ist nur eine Geschichte. Alle agierenden Personen sind frei erfunden und haben, auch wenn sie in diesem Buch ein konkretes Amt oder eine bestimmte Position innehaben, kein historisches Vorbild. Einzige Ausnahme sind jedoch Personennamen, hinter denen sich eine hochgestellte Zahl befindet, denn mit diesen Zahlen wird in den folgenden Kapiteln auf den bereits erwähnten wahren Hintergrund der Handlung hingewiesen. Die Zahlen markieren also Menschen, Einrichtungen und Geschehnisse, die es tatsächlich gegeben hat.

Die dazugehörigen Fußnotentexte befinden sich jedoch mit Absicht am Ende des Buches, weil sie für den Fortgang der Geschichte nicht wichtig sind. Der interessierte Leser findet darin aber Quellenangaben sowie weitergehende Informationen und Erläuterungen.

Ich danke ganz besonders meiner lieben Frau, die mir durch ihre Arbeit und stets wohlwollende Unterstützung das Schreiben dieses Buches erst ermöglicht hat.

Mein Dank gilt für ihre Hilfe auch Herrn Hans Rosengold, dem Leiter der jüdischen Gemeinde in Regensburg, sowie Herrn Dr. Angerstorfer von der Universität Regensburg, der sich schon seit vielen Jahren mit der Geschichte der Juden in Regensburg beschäftigt.

Zum Schluss danke ich auch den vielen anderen Menschen, die mich in vielerlei Weise unterstützt haben, und die ich hier nicht alle namentlich erwähnen kann.

Doch nun habe ich die Geduld meiner Leser genügend strapaziert, und die Geschichte kann beginnen.

Kapitel 1: Herr Weimar stirbt

1933 würde ein gutes Jahr werden, da war sich David ganz sicher. Im März würde er sechs Jahre alt und schon im April würde er endlich, wie seine zwei Jahre ältere Schwester, Rebekka, in die jüdische Volksschule in Regensburg¹ gehen. Ja, David Lodenstein würde in die Schule kommen. Er würde Schreiben, Rechnen und Lesen lernen. Natürlich würde er auch richtig Hebräisch lernen und sich im Synagogengottesdienst künftig nicht mehr zu Tode langweilen, weil er dann dort endlich die Texte und Gebete verstehen würde. Was konnte es Schöneres geben? Schon jetzt spielte er mit Rebekka gerne Schule. Oft beteiligten sich auch Hildegard und Wolfgang, die beiden Kinder vom Nachbarn Mollser, an diesem Spiel. Hildegard war sieben Jahre alt und Wolfgang acht. Bei ihrem gemeinsamen Schulespiel war Rebekka stets die Lehrerin und David, Hildegard und Wolfgang waren ihre Schüler. So brachte Rebekka ihrem kleinen Bruder die Buchstaben bei. Schon jetzt beherrschte David die meisten Schriftzeichen. Er hatte ja auch eine ausgesprochen nette Lehrerin. Immer wieder sagte sie mit etwas gekünstelter, schrulliger Stimme: „Sehr schön, David, dafür bekommst du von mir eine Eins!“ Dann holte sie ein kleines Büchlein hervor und tat so, als würde sie die Zensur eintragen. Stolz konnte David nun auch seiner Mutter, Edith Lodenstein, die Buchstaben aus dem Regensburger Anzeiger² vorlesen. Sie durfte dann raten, welches Wort in der Zeitung stand. Hinterher zeigte ihr David das Wort und seine Mutter musste ihm sagen, ob er richtig buchstabiert hatte. Leider hatte seine Mutter nicht dieselbe Ausdauer bei diesem Spiel wie David. „Du kannst ja schon sehr gut buchstabieren!“, sagte sie eines Tages zu ihm. „Aber ich muss jetzt leider bügeln. Warum spielst du nicht mit Rebekka?“

Wenn seine Mutter dies oder etwas Ähnliches sagte, wusste David, dass seine Mutter genug vom Wörterrat hatte, und dass es Zeit war, nach draußen zu gehen. Er legte die Zeitung beiseite, zog sich seine Joppe an und verließ die Wohnstube wie immer durch die Tür zum Laden. Wenn sein Vater, Samuel Lodenstein, nämlich gut gelaunt war, konnte es passieren, dass er in das große Bonbonglas am Tresen griff und ihm etwas Süßes herausholte. Doch sein Vater machte an diesem Tag einen sehr beschäftigten Eindruck. Er hatte Mehl, Grieß, Zucker, Rasierklingen, Seife und vieles mehr eingekauft und war nun dabei, die Waren in die verschiedenen Fächer der Regalwand

hinter dem Ladentisch einzusortieren. David lugte zwar begehrllich auf das große Glas mit Süßigkeiten, doch sein Vater machte keine Anstalten, von der Leiter herunterzusteigen und ihm ein Bonbon zu geben. David war schnell klar, dass er diesmal ohne etwas Süßes losziehen musste. Bevor er das Haus durch die Ladentüre an der Straßenseite verließ, knöpfte er sich noch den obersten Knopf seiner Jacke zu, denn Ende Februar war es draußen einfach noch kühl, obwohl die Sonne schien.

„Bis bald, Papi!“, sagte er beim Hinausgehen.

„Bis bald! Pass auf, dass du nicht ins Wasser fällst!“, rief ihm Herr Lodenstein nach. Das tat er fast immer, denn offenbar wusste er genau, dass es seinen Sohn ans Wasser zog. Der kleine Kramerladen von Davids Eltern lag nämlich in Mariaort, einem kleinen Dorf westlich der Stadt Regensburg, dort, wo die Naab in die Donau mündet.

Zielstrebig ging David hinter das Haus, und holte seine Angel aus dem Schuppen. Dann lief er zum Hof der Mollser hinüber. Vielleicht hatte Wolfgang ja Lust, mit ihm Fischen zu gehen, dachte er sich. Das taten die beiden Jungen nämlich sehr oft.

„Grüß Gott, Frau Mollser!“, grüßte David die Bäuerin, die in der Küche gerade Kartoffeln schälte.

„Was willst du?“, erwiderte die Frau schroff.

David wusste nicht, warum sie zu ihm immer so unfreundlich war. Offenbar konnte sie ihn nicht besonders leiden. „Ist Wolfgang da?“, fragte er.

„Drüben im Schweinestall, aber er hat zu tun!“, war die kurze Antwort.

„Danke!“, rief David und lief wieder hinaus. Tatsächlich fand er seinen Freund auch bei den Schweinen.

„Und? Ist es bald so weit?“, erkundigte sich David neugierig, als er die fette Sau mit ihren vielen Zitzen sah. Er konnte es kaum erwarten, bis die kleinen Ferkel zur Welt kamen. Sie waren ja so süß!

„Na, ein paar Wochen wird es wohl noch dauern!“, meinte Wolfgang und lud mit der Gabel Mist auf eine Schubkarre.

„Sag mal, hast du Lust zum Angeln?“, fragte David nun.

„Ich muss erst hier ausmisten!“, erwiderte Wolfgang etwas missmutig.

„Warte, ich helfe dir!“, sagte David und kletterte zu Wolfgang in den Schweinekoben. David liebte es, sehr zum Leidwesen seiner Mutter, mit den großen Tieren des Bauernhofes auf Tuchfühlung zu gehen. Es

war für ihn ein Nervenkitzel. Die große Sau hätte ihn ja leicht an die Wand drücken können, wenn sie gewollt hätte. Doch sie nahm von David keine Notiz, obwohl er ihr über die borstige Haut streichelte. Sie grunzte nur zufrieden und fraß dabei aus dem Futtertrog.

„Ich dachte, du wolltest mir helfen?“ , murrte Wolfgang und lud weiter den Mist auf die Schubkarre.

„Ja, ja!“ , beeilte sich David zu sagen und griff nach dem Schrubber, um Wolfgang den Dreck hinzuschieben. Schließlich lag es ja auch in seinem Interesse, dass Wolfgang bald fertig wurde. Zu zweit ging die Arbeit tatsächlich schneller. Bald war der restliche Mist aus dem Schweinestall auf die Schubkarre geladen und Herr Mollser kam, um ihn in den Hof hinauszuschieben. Die beiden Jungen legten bei der trächtigen Sau noch neues Stroh aus, dann holte auch Wolfgang seine Angel.

Bevor sich die beiden jedoch auf den Weg machten, suchten sie noch im Komposthaufen nach ein paar Regenwürmern. Nachdem sie ein paar dieser Fischköder in einer kleinen Dose gesammelt hatten, gingen sie zur Donau hinunter.

„Schau mal, was ich dabei habe!“ , sagte Wolfgang unterwegs und holte ein paar Walnusschalen aus seiner Hosentasche.

„Oh, prima!“ , rief David begeistert. „Dann können wir ja wieder Schiffchen bauen.“

Als David und Wolfgang schließlich den Fluss erreicht hatten, befestigte jeder an seiner Angel einen Wurm und warf sie anschließend aus. Die Ruten steckten sie am Ufer in den Sand. Während sie nun darauf hofften, dass irgendein dummer Fisch anbiss, konnten sie sich ganz dem Bau ihrer Schiffchen widmen. Alles was man dazu brauchte, war die Hälfte einer Walnusschale, in die man als Ballast etwas feuchten Sand drückte. Dann spreizte man ein Efeublatt in die Schale, und in dieses Schiffsdeck steckte man zu guter Letzt ein kurzes Stück eines trockenen Grashalms, an dem ein kleines, dürres Laubblatt befestigt war.

Vorsichtig setzten Wolfgang und David ihre winzigen Segelboote auf das Wasser. Jede Unachtsamkeit, jede Welle, jeder kleine Wasserwirbel oder Windstoß konnte die fragilen Schiffchen zum Kentern bringen. Doch dies war auch das Spannende an der ganzen Sache. Nie konnte man wissen, wie lange ein Nusschalenschiffchen den Tücken der Donau widerstehen konnte. Manche Fahrt dauerte nur wenige Meter, doch mit etwas Glück wurden die Schiffchen so weit fortge-

tragen, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Die Strömung war an dieser Stelle günstig. Die Schiffchen wurden vom Ufer weggetrieben und schaukelten bald mitten im Fluss. Was für ein herrlicher Tag, dachten sich Wolfgang und David. Kein Lüftchen regte sich, die Sonne strahlte von einem blauen Himmel und ließ das Wasser funkeln. Fast jedes Nusschalenschiffchen segelte so weit, bis es sich den Blicken der Jungen entzog.

„He, pass auf!“, rief Wolfgang plötzlich und deutete zu den Angeln hinüber, die im Ufersand steckten. „Bei dir hat ein Fisch angebissen!“ Tatsächlich, Davids Angel zuckte gewaltig.

„Na los, beeile dich“, drängte Wolfgang, „sonst ist er weg!“

David rannte los. Es musste ein dicker Brocken sein, der da angebissen hatte, so wie er an der Schnur zerrte. Seine Mutter würde sich sicher freuen, wenn er mit diesem Fang nach Hause käme, schoss es ihm durch den Kopf. David wollte gerade nach seiner Angelrute greifen, als diese plötzlich aus dem Sand gerissen wurde.

„Schnell!“, brüllte Wolfgang aufgeregt. David stürzte sich bäuchlings auf seine Rute, die drohte, von dem Fisch ins Wasser gezogen zu werden. Doch wieder entzog sie sich im letzten Augenblick seinem Griff.

„Beeil dich!“, schrie Wolfgang abermals.

Blitzschnell raffte sich David auf. Sein Herz pochte wild vor Aufregung. Er wollte seine Angel mitsamt dem Fang auf keinen Fall verlieren. Es war ihm völlig gleichgültig, ob seine Schuhe und seine Hose nun nass wurden. Ohne nachzudenken hechtete er seiner Angel nach und bekam sie im letzten Moment zu fassen.

„Ich hab sie!“, rief er triumphierend und richtete sich auf. Erst jetzt bemerkte er, dass er bereits bis zum Bauchnabel im Wasser stand.

„Los, gib mir deine Hand!“, sagte Wolfgang, der David ein paar Schritte ins Wasser gefolgt war.

David wollte gerade nach der ausgestreckten Hand seines Freundes greifen, als der Fisch mit einem kräftigen Ruck an seiner Angel riss. David verlor den Halt unter seinen Füßen. Er wollte wieder aufstehen, doch es war, als sackte er in ein dunkles Loch. Die Wellen schlugen über seinem Kopf zusammen. Als er wieder an die Oberfläche kam, rang er nach Luft, weil er Wasser geschluckt hatte. Wolfgang machte noch ein paar Schritte auf ihn zu, doch es war zwecklos. Er konnte genauso wenig schwimmen wie David. Hilflos musste er zusehen, wie David immer mehr abgetrieben wurden. Er hastete ans Ufer zurück, um einen langen Ast zu holen, doch als es sich wieder

umdrehte, sah er, wie sinnlos dies war, denn sein Freund trieb bereits mitten auf dem Fluss. Wolfgang war verzweifelt. Er fühlte sich verantwortlich für den kleinen Jungen aus seiner Nachbarschaft, denn schließlich hatte er ihn dazu ermuntert, der Angel ins Wasser zu folgen. „David!“, schrie er kläglich und eilte dem Dahintreibenden am Ufer nach. Er fiel über Steine, schlug sich durch Gestrüpp und wurde dabei immer verzweifelter, denn der Abstand zwischen ihm und David wurde größer und größer. Schließlich verlor er ihn ganz aus den Augen. Wolfgang fing zu heulen an, doch er gab nicht auf und versuchte, weiter am Ufer entlang zu laufen.

Unterdessen kämpfte David ums Überleben. Längst hatte er in seiner Panik die Angelrute losgelassen und fuchtelte nun wie wild mit Armen und Beinen, um sich über Wasser zu halten. Doch dies fiel im zunehmend schwerer, denn die Donau war eiskalt und die vollgesaugten Kleider hingen wie Blei an seinem Körper. Den sicheren Tod vor Augen bemerkte David jedoch plötzlich, dass er sich wieder mehr und mehr dem Ufer näherte. So versuchte er, seine letzten Kräfte zu mobilisieren und strampelte, so gut es eben noch ging, weiter. Sein ganzer Körper fühlte sich taub und steifgefroren an. Ein großer umgestürzter Baum lag am Ufer und ragte mit seiner Krone ins Wasser. Als David daran vorübertrieb, griff er mit letzter Kraft nach einem Ast und klammerte sich daran fest. Doch er war bereits viel zu schwach, um sich daran aus den kalten Fluten zu ziehen und sich ans Ufer zu retten. Lange konnte er nicht mehr festhalten, das wusste er. Da tauchte plötzlich Wolfgang am Ufer auf.

„Nicht loslassen!“, schrie er schon von weitem. „Ich komme!“

David hätte gerne zurückgerufen, er solle sich beeilen, doch er war dazu einfach nicht mehr in der Lage. Er bibberte am ganzen Körper. Flink wie ein Wiesel kletterte Wolfgang auf dem umgestürzten Baum aufs Wasser hinaus und griff nach Davids Arm. Nur mit größter Anstrengung gelang es ihm, den vor Kälte zitternden Jungen ans Ufer zu ziehen. Sofort warf Wolfgang David seine trockene Jacke über. „Gott sei Dank, das ist noch einmal gutgegangen!“, meinte Wolfgang sichtlich erleichtert.

„Ja!“, erwiderte David nur matt und schlotterte vor Kälte.

„Jetzt aber nichts wie nach Hause, sonst holst du dir noch was weg!“

„Oh, mir ist so kalt!“, stöhnte David und krampfte sich zusammen.

„Komm, David! Beim Laufen wird dir wieder warm!“, drängte Wolfgang und zog David hoch. Doch der war noch immer so erschöpft

und durchgefroren, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Dabei hatte er nur wenige Minuten in dem eiskalten Wasser zugebracht. Mit Wolfgang's Hilfe kämpfte sich David die Uferböschung zur Straße hinauf.

Die Häuser, die die beiden Jungen nun sahen, kannten sie beide sehr gut. Sie waren in Niedermünster angelangt, das rund einen Kilometer von Mariaort entfernt lag.

Im Laufschrift setzten sich die beiden Jungen schließlich in Bewegung. David war anfangs noch recht wackelig auf den Beinen, doch langsam wurden seine steifen Glieder wieder beweglich.

„Erzähl bloß meinen Eltern nicht, was heute passiert ist!“, rief Wolfgang, als sie sich auf der Schotterstraße Mariaort näherten.

„Du darfst aber auch nichts sagen!“, keuchte David. „Meine Eltern lassen mich sonst vielleicht nie mehr zum Angeln gehen!“

Wolfgang blieb unvermittelt stehen und David tat nur zu gern das Gleiche.

„Unser Geheimnis! Großes Ehrenwort!“, sagte Wolfgang und streckte David seine rechte Hand entgegen.

Der verstand nicht so recht, was sein Freund von ihm wollte und schaute etwas betreten.

„Na, du musst einschlagen und ebenfalls ‚großes Ehrenwort‘ sagen!“, klärte Wolfgang ihn auf. David verstand noch immer nicht den Sinn dieses Rituals, doch schließlich schüttelte er Wolfgang's Hand und sagte ebenfalls: „Großes Ehrenwort!“

„So, jetzt ist es unser Geheimnis“, meinte Wolfgang, „und keiner darf etwas verraten!“

„Aber was soll ich sagen, wenn meine Eltern mich fragen, weshalb ich so nass bin?“, überlegte David.

„Na, du kannst ihnen ja erzählen, du seiest ins Wasser gefallen, aber nicht, dass du mitten auf der Donau getrieben bist! – Mensch, Junge, du hättest draufgehen können!“

„Ja, vielen Dank, dass du mich rausgezogen hast! Ich hätte es wirklich nicht mehr alleine geschafft!“

„Schon gut!“, wehrte Wolfgang ab. „Sieh zu, dass du ins Warme kommst!“

Gerne hätte sich David ungesehen die Treppe hinauf in sein Zimmer geschlichen, doch leider kam ihm seine Mutter von oben entgegen.

„Um Himmels willen, wie siehst du denn aus?!“, rief sie entsetzt. „Bist du ins Wasser gefallen?“

„Ja“, gab David etwas kleinlaut zu. „Ich hatte einen fetten Fisch am Haken. Doch der wollte mit meiner Angel abhauen und da bin ich ihr nachgesprungen.“

„Doch nicht in die Donau?!“

„Es ist ja nichts passiert, aber meine Angel ist futsch!“, sagte David und senkte seinen Kopf. Inständig hoffte er, dass seine Mutter keine weiteren Fragen stellen würde.

Frau Lodenstein deutete diese Reaktion als Traurigkeit. „Ach, halb so wild!“, versuchte sie, ihren Sohn zu trösten. „Hauptsache, du bist nicht futsch gegangen! David, versprich mir, dass du nie wieder so eine Dummheit machst! Eine Angel kann man doch leicht wieder kaufen, aber du bist nicht durch alles Gold der Welt zu ersetzen!“

„Ja, ich werde ab jetzt besser aufpassen!“

„Und jetzt marsch nach oben, was Trockenes anziehen!“

Frau Lodenstein steckte David sicherheitshalber sofort ins Bett und gab ihm heißen Lindenblütentee mit Honig zu trinken.

Am liebsten wäre David gleich am nächsten Morgen wieder nach draußen gelaufen, doch seine Mutter bestand darauf, dass er noch einen Tag im Haus blieb. Erst am darauffolgenden Tag durfte er wieder ins Freie. Aus Sorge, David könnte sich erkälten, wickelte Frau Lodenstein ihm noch einen dicken Schal um den Hals und setzte ihm die Wollmütze auf. David lief wieder zum Hof der Mollers hinüber, um zu sehen, ob die kleinen Ferkel vielleicht doch schon geboren waren, doch es war natürlich noch immer nicht so weit.

„Wir könnten ja mal wieder zur Eisenbahnbrücke hinauflaufen!“, schlug Wolfgang vor. „Der Zug aus Nürnberg müsste bald durchkommen!“

„Oh ja, das ist eine gute Idee!“, rief David begeistert.

Die Mariaorter Eisenbahnbrücke war wie die Donau oder die Naab ein weiteres beliebtes Kurzausflugsziel von David und Wolfgang. Um dorthin zu gelangen, musste man über den „Naabsteg“ gehen, eine kleine Fußgängerbrücke über die Naab, und dann zur katholischen Wallfahrtskirche hinauflaufen, die etwas außerhalb des Dorfes lag. Oberhalb dieser Kirche führte dann eine hohe Eisenbahnbrücke über die Donau nach Regensburg.

Wolfgang und David hatten noch etwas Zeit. Der Zug war noch nicht durch. So spuckten sie über das Brückengeländer in die Donau hinunter. Es war für die beiden immer wieder faszinierend, wie lange es brauchte, bis die Spucke unten auf dem Wasser auftraf. Endlich

war es jedoch so weit. Die schwere Dampflokomotive schnaufte heran und ließ ihr Signalthorn ertönen. Und dann donnerte der Zug mit einem unbeschreiblichen Getöse an ihnen vorbei, sodass die ganze Brücke vibrierte. Für einen Augenblick wurden die beiden Jungen vom Dampf, den die Lokomotive ausspuckte, völlig eingehüllt.

„Toll!“, schrie David begeistert.

„Ich werde später einmal Lokomotivführer!“, brüllte Wolfgang, denn der Zug war noch immer sehr laut.

„Ich auch!“, rief David.

Nachdem wieder Ruhe eingekehrt war, sagte Wolfgang: „Wollen wir noch schnell in die Kirche schauen?“

„Ja, können wir!“, erwiderte David, denn er besuchte gerne mit Wolfgang die schöne, barocke Wallfahrtskirche des Ortes, die nie verschlossen war.

Beim Eintreten in das Gotteshaus griff Wolfgang wie gewohnt in die Weihwasserschale und bekreuzigte sich. David versuchte es ihm gleichzutun, allerdings hatte er etwas Schwierigkeiten mit dem Kreuzzeichen.

„Mütze runter!“, zischte Wolfgang und riss David die Mütze vom Kopf.

Zuerst wollte sich David über das rüde Verhalten seines Freundes beschweren, doch dann fiel ihm wieder ein, dass Wolfgang ihm schon einmal erklärt hatte, dass Jungen und Männer in der Kirche keine Kopfbedeckung tragen durften. „Bei uns in der Synagoge müssen die Männer aber eine Kippa³ auf dem Kopf tragen!“, sagte David leise.

„Wir sind hier aber nicht in deiner Synagoge!“, bemerkte Wolfgang streng und ließ damit keinen Zweifel aufkommen, dass sich David nach den hier üblichen Gepflogenheiten zu richten hatte.

Wieder einmal saßen oder knieten ein paar alte Frauen in der Kirche. David fiel auf, dass fast jede so ein merkwürdiges Perlenkettchen in den Händen hielt. „Was hat denn die da für ein Kettchen?“, flüsterte David seinem Freund zu und deutete dabei auf eine der Frauen.

„Das ist ein Rosenkranz!“, erwiderte Wolfgang leise.

„Und wozu ist der gut?“

„Den braucht man, damit man beim Beten nicht durcheinanderkommt!“, erklärte Wolfgang.

„Und warum heißt er Rosenkranz? Ich sehe überhaupt keine Rosen!“ Wolfgang machte ein dummes Gesicht und zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung!“, sagte er.

Nun machten David und Wolfgang ihre übliche Runde in der Kirche und betrachteten dabei all die schönen Bilder an der Wand.

Besonders gut gefiel David das Bild mit dem heiligen Florian. Ein Bauernhof war darauf zu sehen, der lichterloh brannte. Die Leute und das Vieh liefen heraus, um sich in Sicherheit zu bringen. Doch da stand schon der riesige Sankt Florian hinter dem Haus und schickte sich an, mit einem großen Wassereimer die Flammen zu löschen. Vermutlich wurde das Gebäude durch die tatkräftige Hilfe dieses Heiligen vor der Zerstörung durch die Flammen bewahrt, doch David fragte sich, ob der Hof nicht stattdessen wie bei der Sintflut weggespült wurde, denn Florians Eimer hatte wirklich enorme Ausmaße.

Auch die kleinen, fetten und halbnackten Engelchen, die man überall im Kirchenraum sah, faszinierten David. Bei all den Verzierungen an den Decken und Wänden, den schönen Farben und dem vielen Gold gewann David fast den Eindruck, die „Katholen“, wie er die katholischen Christen nannte, hätten eine sehr fröhliche Religion. Doch da gab es auch noch andere Bilder. Auf einem sah man beispielsweise Sankt Vitus, der in einem riesigen Kessel bis zur Brust im Öl war. Unter dem Kessel loderte ein gewaltiges Feuer, doch statt aus dem Kessel zu springen, verdrehte der Heilige nur seine Augen etwas seltsam und blickte mit gefalteten Händen zum Himmel. Wolfgang hatte ihm einmal erklärt, dass Vitus ein Märtyrer sei, einer, der so fest an Jesus geglaubt habe, dass er sich lieber umbringen ließ, als seinem Glauben abzuschwören.

Schließlich waren die beiden Jungen vorne im Mittelgang angekommen und Wolfgang machte eine Kniebeuge in Richtung des großen Holzkreuzes am Altar, an dem eine Figur von Jesus hing. David machte ebenfalls eine Kniebeuge. Er wusste bereits, dass die Katholiken daran glaubten, dass dieser arme Mann, den man mit riesigen Nägeln durch Hände und Füße ans Kreuz genagelt hatte, der Sohn Gottes war. Und dieser Vitus war offenbar so fest davon überzeugt gewesen, dass er nicht einmal aus dem großen Kochtopf gehüpft war.

„Wer hat eigentlich diesen Jesus umgebracht?“, fragte David leise.

„Das waren römische Soldaten“, antwortete Wolfgang.

„Und warum haben sie das gemacht?“

„Na, die Juden wollten es unbedingt so!“

David erschrak. Der Mund blieb ihm offen, als Wolfgang weiter sprach: „Sie haben so lange keine Ruhe gegeben, bis Pilatus ihn ans Kreuz schlagen ließ!“

„Du lügst!“, schrie David wütend, denn schließlich war er selbst ein Jude. Sein Vater, seine Mutter, seine Schwester, sein Opa, seine Oma, alle waren sie Juden. Doch David kannte keinen Juden, der etwas so Grausames tun konnte.

„Nein, es ist die Wahrheit!“, versuchte sich Wolfgang zu verteidigen. „Die Juden wollten, dass man Jesus umbringt! Der Pfarrer hat es uns selbst erzählt!“

„Du lügst! Du lügst!“, schrie David noch wütender und schlug mit seinen Fäusten auf Wolfgang ein.

„Seid ihr wohl ruhig!“, zischte eine Frau.

David reagierte darauf jedoch nicht. Er rannte aus der Kirche direkt nach Hause.

„Wisst ihr, was Wolfgang heute behauptet hat?“, begann er dort voller Entsetzen zu berichten. „Er hat gesagt, dass die Juden daran schuld wären, dass man Jesus umgebracht hat!“

David hätte nun erwartet, dass sich sein Vater ebenso wie er über diese infame Behauptung entrüsten würde, doch er schaute ihn nur einen Augenblick wortlos an. „Ja, in gewisser Weise hat Wolfgang recht!“, sagte er schließlich.

David fiel wie aus allen Wolken. „Nein, Papi!“

„Doch, David! – Allerdings muss man dazu sagen, dass das schon vor langer, langer Zeit passiert ist, vor fast 2000 Jahren!“

„Also war Opa nicht dabei, als sie Jesus umgebracht haben?“, wollte sich David vergewissern.

„Oh, natürlich nicht!“, rief Herr Lodenstein. „Was glaubst du denn, wie lange 2000 Jahre sind? Nicht mal der Opa von deinem Opa hätte das erleben können, und auch nicht dessen Opa! 2000 Jahre, das ist so lange, dass man es sich gar nicht vorstellen kann!“

Das beruhigte David etwas.

„Außerdem ist das ganz weit weg von hier passiert!“, fuhr Herr Lodenstein fort.

„Man hat Jesus also gar nicht in Regensburg umgebracht?“

„Aber nein, David! Was hast du für Vorstellungen? Das ist in einem weit entfernten Land geschehen, wo früher einmal das ganze Volk der Juden, die Israeliten, gewohnt hat. Gut, es war nicht richtig, dass man damals diesen Jesus getötet hat, aber nach so langer Zeit kann man keinen lebenden Juden mehr dafür verantwortlich machen!“

Nun war die Welt für David wieder in Ordnung und er freute sich schon auf den nahenden Sabbat. Obwohl seine Eltern die einzigen

Leute im Dorf waren, die ein Automobil besaßen (abgesehen von der Schreinerfamilie Hofschmied, die über einen kleinen Laster verfügte) blieb es an diesem wöchentlichen Festtag der Juden meist in der Garage. Stattdessen schoben Herr und Frau Lodenstein ihre Fahrräder zur Mariaorter Eisenbahnbrücke hinauf. David durfte sich dann auf den Gepäckträger seiner Mutter setzen und Rebekka auf den ihres Vaters. Zusammen überquerten sie dann die Brücke und radelten über Prüfening nach Regensburg hinein, bis zur Synagoge in der Schöffnerstraße. David und Rebekka hatten selbst keine Fahrräder, denn zum einen waren Fahrräder sehr teuer und zum anderen gab es auch keine Räder zu kaufen, die für Kinder eine geeignete Größe gehabt hätten. Wenn es am Samstag oder Sabbat, wie ihn die Juden nennen, regnete, fuhren die Lodensteins allerdings doch mit dem Auto zur Synagoge. Dort trennte sich die Familie. Während David und sein Vater den Männereingang neben dem Gemeindehaus benutzten, betraten seine Schwester und seine Mutter das jüdische Gebetshaus über den Fraueneingang an der Straße.⁴ Für David begann nun erst einmal der langweiligere Teil des Sabbats. Meist über eine Stunde wurden hebräische Texte und Gebete gelesen und gesungen, von denen David herzlich wenig verstand. Wenn er wenigstens ein Mädchen gewesen wäre, dann hätte er auf die Frauenempore gedurft. Von dort oben hatte man sicher einen viel besseren Blick als zwischen all den großen Männern, die einem die Sicht versperreten. Erst wenn die Torarollen, die Heilige Schrift der Juden, wieder feierlich eingepackt wurden, wusste David, dass sich der Gottesdienst dem Ende zuneigte. Endlich war es dann so weit, die Männer nahmen wieder ihre Gebetschals ab, die sie während des Gottesdienstes auf ihren Schultern getragen hatten, und legten sie sorgfältig zusammen. Alle Leute strömten nach draußen und wünschten sich gegenseitig einen guten Sabbat.

Nun wurde es richtig schön. Die ganze Familie Lodenstein ging mit Herrn und Frau Löwe, den Großeltern Davids und Rebekkas, zu deren Wohnung in die nahegelegene Obermünsterstraße. Herr Löwe, dem das Haus, in dem mehrere Mietparteien wohnten, gehörte, hatte dort auch eine Arztpraxis. Nach einem herrlichen, mehrgängigen Sabbatmahl unternahm man oft einen Spaziergang oder, was David natürlich noch viel besser fand, sein Vater und sein Opa spielten mit ihm und Rebekka im Hof Fußball. Das war für David der absolute Höhepunkt des Sabbats. Auch wenn es draußen regnete, gefiel es Da-

vid bei seinen Großeltern. Denn dann spielten sie alle Mensch-ärgere-dich-nicht oder seine Mutter setzte sich ans Klavier und gemeinsam stimmte man fröhliche Lieder an. Oft tanzte man sogar miteinander im Wohnzimmer. Manchmal packte auch Rebekka ihre Geige aus, die sie mitgebracht hatte, und musizierte zusammen mit ihrer Mutter. David bewunderte seine Schwester. Mit ihren acht Jahren beherrschte sie ihr Streichinstrument außergewöhnlich gut. Davids Eltern hätten es gerne gesehen, wenn auch er ein Instrument gelernt hätte. Sie hatten ihm daher eine Blockflöte geschenkt. Aber David hatte schnell gemerkt, was für eine Plackerei es war, ein Instrument zu lernen. Außerdem hatte er das Gefühl, seiner älteren Schwester nie das Wasser reichen zu können. So hatte er schnell die Lust am Flötenspiel verloren und war froh, dass ihn seine Eltern nicht zum Üben zwangen. Doch der schönen Musik zu lauschen, das machte David schon Spaß. Er liebte die Sing- und Tanznachmittage an verregneten Sabbaten. Doch in letzter Zeit waren die Familientreffen bei seinen Großeltern immer langweiliger geworden. Selbst als draußen noch Schnee gelegen hatte, war keiner auf die Idee gekommen, Schlitten zu fahren oder Schneemänner zu bauen. Alles war früher so lustig gewesen am Sabbat, doch nun saßen die Erwachsenen nach dem Essen ewig am Tisch und redeten und redeten. Man musste wirklich staunen, dass ihnen die Worte nicht ausgingen. Keiner der Erwachsenen wollte mehr mit ihm und Rebekka nach draußen gehen. Statt irgendetwas Schönes zu unternehmen, schienen seine Eltern und Großeltern an ihren Stühlen zu kleben, während sie in einem fort quasselten. Dabei schien es immer um die gleiche Sache zu gehen. Es drehte sich um einen Herrn Hitler, der wohl nicht ganz richtig im Kopf war und die Juden hasste. David hatte nicht den blassesten Schimmer, worum es eigentlich genau ging.

Man hatte Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt⁵ und gleich nach seiner Ernennung hatte er das Parlament, den Reichstag, aufgelöst und Neuwahlen angesetzt. Und nun fieberte man dieser Reichstagswahl am morgigen Sonntag, dem 5. März entgegen.⁶ Unter keinen Umständen sollte Hitler hier die Mehrheit bekommen.

David verstand mit seinen knapp sechs Jahren nicht viel von Politik. Sein Vater hatte ihm zwar einmal zu erklären versucht, dass es da die Partei der Nationalsozialisten, die NSDAP⁷, gab und dass Hitler der Chef dieser Partei war, doch David konnte damit nichts anfangen. Alles, was sich bei ihm im Kopf festgesetzt hatte, war, dass man Hit-

ler und seine Anhänger Nazis oder Braune nannte und dass diese Kerle die Juden hassten, weshalb sein Vater nicht gut auf sie zu sprechen war. Das mit der Farbe Braun fand David ja noch ganz einleuchtend. Die Nazis hatten ja oft braune Uniformen an. Ihre Hosen waren um die Oberschenkel so seltsam ausgebeult, als hätten sie sich wochenlang in die Hosen gemacht, und die eng anliegenden, schwarzen Schaftstiefel hätten ihre Hosen nach unten hin abgedichtet. Aber nach Aussagen seines Vaters waren die Nazis auch viel zu weit „rechts“, und was man sich darunter vorstellen sollte, blieb David ein Rätsel. Aber auf jeden Fall hasste David diesen Hitler nun auch, weil er nämlich seine Eltern und Großeltern davon abhielt, mit ihm und Rebekka am Sabbat zu spielen.

Was David nicht mitbekommen hatte war, dass die Nationalsozialisten in den vergangenen Wochen einen beispiellosen Wahlkampf geführt hatten. Adolf Hitler war ja nun Reichskanzler und somit der mächtigste Mann in Deutschland geworden, und seine Partei bildete nun zusammen mit zwei kleineren Parteien die Regierung. Diese neu gewonnene Macht nutzten die Nazis geschickt für ihren Wahlkampf. Wie in vielen deutschen Städten stellten sie auch in Regensburg auf großen Plätzen Lautsprecher auf und übertrugen die Reden Hitlers, denn die meisten Leute hatten noch kein Radio. Sie sorgten auch für Volksspeisungen mit Feldküchen, was vielen Armen und Arbeitslosen natürlich gut gefiel, denn Deutschland steckte zu dieser Zeit in einer schweren Wirtschaftskrise und viele hatten ihre Arbeit verloren. Manche wussten buchstäblich nicht, was sie am nächsten Tag essen sollten, und auch unter den Jugendlichen machte sich Hoffnungslosigkeit breit.⁸

Die Nazis führten ein wahres Trommelfeuer von Veranstaltungen durch, um bei der nächsten Wahl noch mehr Wählerstimmen zu erhalten und endlich alleine regieren zu können. Sie wetterten dabei vor allem gegen die Juden und die Kommunisten, die sich in ihren Augen miteinander verschworen hatten, um die Weltherrschaft an sich zu reißen. Nach ihrer Meinung waren die Juden an der ganzen Wirtschaftsmisere und der hohen Arbeitslosigkeit in Deutschland schuld, weil sie angeblich auf halsabschneiderische Weise den Leuten das Geld abknöpften. Die Juden waren für sie eine minderwertige Rasse. Ein nationalsozialistischer Hetzredner, der auch in Regensburg aufgetreten war, hatte die Juden einmal als „minderwertige Bastarde“ bezeichnet, als eine „Mischung aus schlitzäugigen Mongolen und diebi-

schen Neger“.⁹ Aber noch hatten die Nationalsozialisten nicht die uneingeschränkte Macht im Land. Als die Hetzkampagnen gegen die Juden und Kommunisten zu heftig wurden, verbot die bayerische Regierung sogar das Erscheinen der lokalen Nazizeitung „Bayerische Volkswacht“ für einige Tage.¹⁰

Doch nun war es so weit. Am nächsten Tag, dem „Tag der erwachsenen Nation“, wie ihn die Nationalsozialisten gerne nannten, fand die entscheidende Reichstagswahl statt, die Wahl für oder gegen Hitler. Das Ergebnis dieser Abstimmung entsprach aber gar nicht den Wünschen von Davids Eltern, wie er bald feststellen musste. Sechs Tage später, es war wieder Sabbat, fuhr die Familie Lodenstein wie jeden Samstag zum Synagogengottesdienst nach Regensburg. Danach gab es auch wieder ein leckeres Mittagessen bei den Großeltern. Doch David musste mit Bedauern feststellen, dass es an diesem Nachmittag wieder nichts mit dem Fußballspiel im Hinterhof bei den Großeltern wurde. Dieser blöde Hitler hatte die Wahl gewonnen. Seine NSDAP hatte noch einmal elf Prozent hinzugewonnen.¹¹ Und so wie das sein Vater sagte, musste das eine ganze Menge sein. Einige Leute, mit denen sein Vater nach dem Synagogengottesdienst geredet hatte, sprachen deshalb schon davon, aus Deutschland auszuwandern. Die Lage war offenbar sehr ernst. Und wie zu erwarten war, wurde bei seinen Großeltern wieder nur über Politik gesprochen. Wie sollte das nur weitergehen, dachte sich David. Vor lauter Hitler und Nazis würde man am Ende sogar seinen 6. Geburtstag vergessen. Gelangweilt saßen David und seine Schwester am Esstisch und hörten zu, wie die Erwachsenen miteinander diskutierten. Schließlich erlaubte man den beiden wenigstens, alleine in den Hof hinunterzugehen. David nahm auch seinen Ball mit, doch zu zweit machte das Spiel ihm und seiner Schwester keinen rechten Spaß.

Traurig machte sich David an diesem Abend mit seinen Eltern und seiner Schwester wieder auf den Heimweg.

„Was machst du denn für ein Gesicht?“, fragte ihn, zu Hause angekommen, seine Mutter.

„Ich habe gar keine Lust mehr, zu Opa und Oma zu gehen“, erwiderte David ganz niedergeschlagen.

„Warum denn nicht?“, wollte seine Mutter wissen.

„Ja, ihr Erwachsenen redet doch nur noch über Hitler und die Nazis. Wir machen keinen Ausflug mehr, wir singen nicht mehr und keiner spielt mehr mit mir Fußball.“

„Ach du, ich versteh dich ja!“, sagte seine Mutter und drückte ihn zärtlich an sich. „Aber hör mal, David“, fuhr sie mit euphorischem Ton fort und packte ihn an beiden Schultern, „bald hast du Geburtstag, und da wird nicht über Politik gesprochen, sondern wir spielen alle mit dir Fußball! Versprochen!“

Das tröstete David, und er begann, sich wieder auf seinen Geburtstag zu freuen.

Doch leider kam alles ganz anders. David hatte am 25. März Geburtstag, und da dieser Tag diesmal auf einen Sabbat fiel, war klar, dass sein Geburtstag bei seinen Großeltern in Regensburg gefeiert werden würde. Doch die Besucher des Sabbatgottesdienstes waren an diesem Morgen ganz außer sich. Wieder musste etwas in der Politik entsetzlich schief gelaufen sein, dachte sich David. Alle machten ein besorgtes Gesicht und diskutierten lebhaft miteinander. Die neueste Tageszeitung wurde herumgereicht, damit jeder, der es noch nicht gelesen hatte, es selbst schwarz auf weiß sehen konnte. Von irgendeinem „Ermächtigungsgesetz“¹² war die Rede, das am Vortag beschlossen worden war und das alle furchtbar aufregte. Selbst sein Opa und seine Oma vergaßen deshalb ganz, ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Auch auf dem Weg in die Wohnung seiner Großeltern wurde nur über Politik gesprochen. Am liebsten hätte David ganz laut geschrien: „Schluss! Jetzt wird nicht mehr über diesen Scheiß-Hitler geredet! Ich habe Geburtstag!“ Er tat es jedoch nicht. Stattdessen trotete er niedergeschlagen an der Hand seiner Mutter in die Obermünsterstraße zum Haus der Großeltern. Aber das Schlimmste war, man bemerkte nicht einmal, dass er ein ganz trauriges Gesicht machte. Erst als seine Oma das Geburtstagsgeschenk auf dem Tisch bemerkte, das sie für David bereitgelegt hatte, fiel es ihr wieder ein: „David hat ja heute Geburtstag! Herzlichen Glückwunsch, mein Kleiner!“

David konnte die Bezeichnung „mein Kleiner“ zwar nicht leiden, schließlich war er jetzt schon sechs Jahre alt und kam bald zur Schule, aber man nahm endlich von seinem Geburtstag Notiz. Alle gratulierten ihm und nicht nur die Oma, sondern auch seine Mutter überreichte ihm ein kleines Geschenk. Doch damit war alle Festlichkeit auch schon wieder vergessen. Ganz erregt las sein Vater eine Passage aus der Zeitung vor, die er sich an diesem Morgen gekauft hatte. Wütend schlug er mit dem Handrücken auf das Papier. „Diese hirnerbrannten Idioten!“, schimpfte er. So außer sich war sein Vater noch nie gewesen, dachte sich David. Wieder redeten die Erwachse-

nen ganz aufgeregt miteinander. David hatte keine Ahnung, worum es eigentlich ging. Etwas Schlimmes musste auf jeden Fall passiert sein. Immer wieder hörte er „Hitler“, „Nazis“ und „Reichstag“.

Sein Geburtstag schien niemanden zu interessieren. Dabei hatte er sich so darauf gefreut! Er konnte sich nicht erinnern, sich jemals so auf einen Geburtstag gefreut zu haben, und nun hatte es den Anschein, dass er der größte Reinfall seines Lebens werden würde. Er hatte zwar zwei Geschenke bekommen, doch was nützten die, wenn keiner zusah, wie er sie auspackte. Von seinen Eltern hatte er drei Haken und einen Blinker für eine neue Angel bekommen, und von seinen Großeltern ein kleines Taschenmesser.

Auch beim Mittagessen redete man nur über die gestrigen Geschehnisse im Reichstag und welche Folgen das neue Gesetz haben würde. Seine Eltern und Großeltern waren so ins Gespräch vertieft, dass sie das Dankgebet nach dem Essen ganz vergaßen. Schließlich stand David vom Tisch auf. Vielleicht würde ja sein Vater wenigstens sagen: „David, bleib sitzen, bis wir gebetet haben!“ Doch sein Vater reagierte überhaupt nicht, als er vom Esstisch aufstand und ins Wohnzimmer hinüberging. Traurig setzte sich David dort auf das Sofa und starrte auf seinen Geburtstagskuchen, der dort auf dem Tisch stand. Keiner kam, um die sechs Kerzen auf dem Kuchen anzuzünden. „Wir spielen alle mit dir Fußball! Versprochen!“, hatte seine Mutter gesagt. Doch danach sah es im Moment nicht aus. Keiner stimmte frohe Lieder an, keiner kam auf die Idee, wild durchs Wohnzimmer zu tanzen, wie sie es sonst manchmal getan hatten. Alles war so traurig. Dabei war heute sein Geburtstag, sein sechster sogar.

Schließlich kam auch Rebekka ins Wohnzimmer. „Mir ist so langweilig“, sagte sie.

„Mir auch“, seufzte David.

Nachdem sie beide eine Weile schweigend auf dem Sofa gesessen hatten, fragte Rebekka: „Wollen wir den Kuchen einfach ganz alleine aufessen? Die Erwachsenen können meinetwegen über den Hitler schimpfen bis sie schwarz werden und wir schlagen uns in der Zwischenzeit den Bauch voll! Was meinst du?“

Eigentlich wollte Rebekka ihren Bruder nur ein bisschen aufmuntern. David fand diesen Vorschlag aber gar nicht komisch. Schließlich begab er sich wieder ins Esszimmer zurück, um zu sehen, wo seine Eltern und Großeltern blieben, und Rebekka folgte ihm. Die Erwachsenen saßen noch immer am Tisch und redeten sich die Köpfe heiß.

„Damit ist Weimar gestorben!“, hörte David seinen Großvater sagen.

„Ja, Weimar ist tot!“, stimmte sein Vater zu.

Um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, fragte David schließlich in den Raum hinein: „Woran ist denn Herr Weimar gestorben?“ So wie es verstand, konnte es sich nur um einen Herrn handeln.

Sein Opa lachte und wiederholte Davids Frage scherzhaft: „Ja, woran ist Herr Weimar eigentlich gestorben?“

„Vermutlich an der braunen Pest“, sagte sein Vater, und alle mussten lachen.

Oh, das tat weh! Nicht nur, dass sie keine Notiz von seinem Geburtstag nahmen, nun lachten sie ihn sogar noch aus. David konnte sich nicht mehr beherrschen. „Ihr seid gemein!“, rief er und brach in Tränen aus.

„Nein, David, wir haben nicht über dich gelacht, sondern nur über die Formulierung ‚Herr Weimar‘“, versuchte ihn sein Vater zu trösten. „Weißt du, es gibt nämlich keinen Herrn Weimar. Weimar ist nur eine Stadt in Deutschland, wo man die sogenannte Weimarer Verfassung gemacht hat.“

David schaute seinen Vater nur etwas betreten an. Dieser kratzte sich verlegen an der Stirn und überlegte, wie er seinem Sohn in einfachen Worten die ganze Sache erklären sollte. „Weißt du, David, die Weimarer Verfassung musst du dir vorstellen wie ein großes Buch, wo die wichtigsten Gesetze aufgeschrieben sind, die für alle Menschen in Deutschland gelten. Da steht drin, was jeder darf und was man nicht darf. Zum Beispiel steht da, dass jeder das sagen darf, was er denkt. Du kannst also auf die Straße gehen und sagen: ‚Dieser Hitler taugt doch wirklich gar nichts!‘, und keiner darf dir das verbieten. Auch die Zeitungen dürfen schreiben, was sie für richtig halten, auch wenn sie dabei über die Regierung schimpfen müssen und so weiter. Auch dass es Wahlen geben muss, steht in dieser Weimarer Verfassung. Das heißt, wenn die Regierung zu viel Bockmist macht, können die Leute beim nächsten Mal eine andere Regierung wählen. ‚Nein, nein!‘, können sie dann sagen. ‚Haut ab! Wir wollen euch nicht mehr haben!‘, und dann kommt eine andere Regierung dran. Aber, David, stell dir vor, nun hat man gestern ein ‚Ermächtigungsgesetz‘ gemacht, das es erlaubt, eben diese schöne Verfassung nicht zu befolgen. Vielleicht darf man bald nicht mehr sagen, was man denkt. Womöglich wird man sogar ins Gefängnis gesteckt, nur weil man sagt: ‚Ich finde Hitler unmöglich! Ich will einen anderen Reichskanzler!‘“

David erschrak: „Wirst du jetzt ins Gefängnis gesteckt?“ Er wusste ja nur zu gut, wie oft sein Vater über Hitler geschimpft hatte.

„Nein, nein“, beeilte sich Herr Lodenstein, seinen Sohn zu beruhigen, „hier drinnen kann man so etwas schon sagen, aber draußen auf der Straße darf man es vielleicht nicht mehr tun, weil es Hitler und seine Leute hören könnten. Und die Zeitungen müssen womöglich nur noch Gutes über die Regierung schreiben, auch wenn die Leute von der Regierung den größten Bockmist machen oder sogar Böses tun.“ Ein Blick in die Augen seines Vaters verriet David, wie ernst die Sache war.

„Vielleicht schafft man sogar die Wahlen ganz ab“, fuhr Herr Lodenstein fort. „Dann bestimmen nur noch Hitler und seine Leute, was in Deutschland zu geschehen hat. Das Volk kann sich dann keine neue Regierung mehr wählen. Es muss einfach tun, was die da oben sagen, und so was nennt man dann eine Diktatur.“

„Und der Hitler will so eine Diktatur, damit keiner mehr sagen darf, dass er blöd ist?“, wollte sich David vergewissern, der sich das neue Wort nicht richtig gemerkt hatte.

„Genauso ist es!“

David wischte sich die letzten Tränen aus den Augenwinkeln. Endlich hatte er das Gefühl, dass auch er etwas von der Politik verstand.

Sein Vater fuhr fort: „Ja, und in einer Diktatur sind all die schönen Gesetze in der Weimarer Verfassung, dass man alles sagen darf, dass die Zeitungen alles schreiben dürfen, dass es Wahlen gibt und so weiter, all diese schönen Gesetze sind keinen Pfifferling mehr wert, weil das neue Gesetz der Nazis, dieses Ermächtigungsgesetz, erlaubt, dass man die Gesetze nicht mehr befolgt. Das bedeutet, dass du das Verfassungsbuch, das man in Weimar gemacht hat, gleich auf den Müll werfen kannst, weil sich die Nazis nicht mehr daran halten müssen. Deshalb haben wir gesagt, dass Weimar gestorben ist.“

„Durften denn die Nazis einfach so ein neues Gesetz machen?“, wollte nun Rebekka wissen, die auch aufmerksam zugehört hatte.

„Nein, Rebekka!“, erwiderte Herr Lodenstein. „Das ist das Tragische an der Geschichte. Eigentlich hätten die Nazis das neue Gesetz gar nicht alleine machen können. Die Nazis sind zwar die größte Partei mit den meisten Leuten im Reichstag, aber sie haben eben nicht die nötige Mehrheit, um alleine Gesetze zu machen.“

„Und warum haben sie nicht die Mehrheit?“, fragte David, der den Sinn des Wortes nicht begriff.

„Ja schaut mal, das ist so: Je mehr Leute in Deutschland eine Partei wählen, umso mehr Leute von dieser Partei dürfen in den Reichstag. Und da eben sehr viele Menschen die Nazis haben wollten, sind die Nazis auch die größte Gruppe im Reichstag. Darum dürfen sie auch regieren und bestimmen, was in Deutschland gemacht wird.“

„Also, wenn man regiert, darf man alles in Deutschland machen?“, fragte Rebekka interessiert nach.

„Nun, so einfach ist es nun eben auch wieder nicht“, erwiderte Herr Lodenstein und fuhr fort: „Die Regierung darf nicht alles tun, sie muss die bestehenden Gesetze befolgen, zum Beispiel die Weimarer Verfassung, ihr wisst schon, die Gesetze, in denen steht, dass man alles sagen und schreiben darf.“

„... und eine neue Regierung wählen darf, wenn die alte zu viel Bockmist macht“, ergänzte David stolz.

„Genau!“, rief Herr Lodenstein und freute sich, dass sein Sohn seinen Erklärungen folgen konnte. „Ja, so ist das in einer Demokratie, auch eine Nazi-Regierung muss die Gesetze befolgen. Aber die Nazis wollen keine Demokratie, sie wollen ganz alleine das Sagen haben, und sich am liebsten nicht an die Gesetze halten, oder eigene neue Gesetze machen.“

„Sie wollen eine Diktatur!“, warf David ein.

„Richtig, eine Diktatur!“, sagte Herr Lodenstein, ohne auf den Fehler im Wort Diktatur einzugehen.

David konnte es kaum fassen, dass er mit seinem Vater über Politik redete.

Herr Lodenstein fuhr mit seinen Erklärungen fort: „Ja, aber bisher hatten die Nazis Pech. Sie sind zwar die größte Gruppe im Reichstag, ihr weißt schon, wo die Gesetze gemacht werden, und sie dürfen auch regieren, aber sie haben leider nicht genügend Leute, um alleine neue Gesetze machen zu können, also müssen sie sich an die alten halten. Damit ein neues Gesetz gilt, muss nämlich die Mehrheit der Reichstagsleute mit dem neuen Gesetz einverstanden sein.“

Herr Lodenstein bemerkte, dass David etwas skeptisch schaute und versuchte deshalb, die Sache an einem konkreten Beispiel zu erläutern: „Stellt euch vor, das Esszimmer hier wäre jetzt der Reichstag und wir alle im Raum wären die Reichstagsleute, oder die Reichstagsabgeordneten, wie man sie richtig nennt, und David und ich wollen ein neues Gesetz machen, ein Gesetz, das sagt, dass wir beim Nachtisch immer doppelt so viel Pudding bekommen wie die anderen.“

„Oh, ja!“, rief David erfreut. Die Idee gefiel ihm gut.

Und sein Vater fuhr fort: „David und ich stimmen natürlich für dieses neue Gesetz, aber Mami, Rebekka, Opa und Oma stimmen natürlich dagegen und so gilt unser Gesetz leider nicht.“

Das leuchtete David ein. Und abermals setzte Herr Lodenstein seine Politiklehrstunde fort: „So ähnlich ging es den Nazis bis jetzt auch, denn im Reichstag sitzen eben nicht nur Leute von den Nazis, weil ja nicht alle in Deutschland die NSDAP, die Partei der Nazis, gewählt haben. Da gibt es Zentrum, SPD, BVP und viele andere Parteien. Das wurmte die Nazis natürlich, weil sie für jedes neue Gesetz die Zustimmung der anderen Reichstagsleute brauchten. So haben sie einen Trick angewendet. Sie haben ein Gesetz gemacht, das angeblich nur dazu dienen soll, die Not im Volk zu beseitigen und Deutschland vor den Anschlägen der Kommunisten zu schützen und so weiter. Aber wenn man ihr neues Gesetz genau liest, steht da eigentlich nur drin, dass die Naziregierung ab jetzt ganz allein Gesetze machen darf, ohne dass die Mehrheit der Leute im Reichstag damit einverstanden sein muss. Und bis auf die Leute von der SPD sind alle auf diese Moggelpackung hereingefallen und haben diesem Ermächtigungsgesetz zugestimmt.“¹³

Das ist ungefähr so, wie wenn David und ich ein Gesetz gemacht hätten, wo drin steht, dass ab jetzt nur noch wir beiden die Gesetze in der Familie machen. Mami und dich, Rebekka, konnten wir überzeugen, dass das ein gutes Gesetz ist, weil es dann weniger Streitereien gibt. Ja, und weil jetzt nur noch Oma und Opa dagegen sind, gilt unser neues Gesetz, und wir beide dürfen ab jetzt alleine die Familiengesetze machen.

Als erstes machen wir natürlich unser Nachtischgesetz, dass wir beide immer doppelt so viel Nachspeise bekommen. Danach kommt unser Schuhputzgesetz, das regelt, dass künftig die anderen unsere Schuhe putzen müssen, und so weiter.“

„Und dann kommt unser Abspülgesetz, so dass wir nie mehr abspülen müssen!“, freute sich David.

„Ja, und es gab wirklich Reichstagsleute die so dumm waren und dem neuen Gesetz der Nazis zugestimmt haben?“, wunderte sich Rebekka.

„Ja, alle Reichstagsabgeordneten mit Ausnahme von denen der SPD waren so hirnverbrannt. Stellt euch vor, ab jetzt kann die Hitlerregierung Gesetze machen, wie sie will!“

„Welche Gesetze will denn Hitler machen?“, erkundigte sich David.

„Das ist es ja gerade, was uns Sorgen macht. Wir wissen es auch nicht genau. Aber sicher werden es auch Gesetze gegen uns Juden sein, weil Hitler die Juden hasst. Vielleicht kommen bald Gesetze, die erlauben, dass man uns alles wegnimmt, oder dass man uns einsperrt, oder dass wir aus Deutschland hinausgeworfen werden.“

Nun verstand David endlich, warum alle Erwachsenen so aufgeregt waren und er war ihnen nicht mehr böse. Rebekka und er hatten an diesem Nachmittag eine Menge über Politik gelernt.

Schließlich gingen doch noch alle ins Wohnzimmer hinüber. Die Kerzen auf dem Geburtstagskuchen wurden angezündet und man ließ David noch einmal hochleben. Dann wurde der Kuchen angeschnitten. Es gab Kaffee für die Erwachsenen und Saft für David und seine Schwester. Danach setzte sich Frau Lodenstein ans Klavier und gemeinsam wurden deutsche und hebräische Lieder gesungen. Als Davids und Rebekkas Mutter schließlich auf dem Tasteninstrument „Hewenu Shalom Allechem“ anschlug, fassten sich alle anderen an den Händen und tanzten dazu im Kreis. Damit war der Geburtstag doch noch gerettet, obwohl David nicht Fußball gespielt hatte.

Welche Veränderungen das neue Ermächtigungsgesetz der Nationalsozialisten mit sich brachte, sollten jedoch alle bald erfahren. Schon in den folgenden Tagen wurden Gerüchte laut, dass die Nazis jüdische Läden boykottieren wollten. Das bereitete Familie Lodenstein natürlich einiges Kopfzerbrechen, weil man nicht wusste, was das für ihren Kramerladen bedeuten würde.

Fünf Tage nach Davids Geburtstag stand Herr Lodenstein wieder einmal alleine im Laden und richtete die Auslage im Schaufenster her. Er war gerade damit beschäftigt, ein paar Preisschilder mit seinen Sonderangeboten zu fertigen, als sich plötzlich die Ladentüre öffnete und Davids Oma hereinstürmte.

„Sie haben Ephraim verhaftet“, keuchte sie noch ganz außer Atem. Sie meinte damit ihren Mann, Rebekkas und Davids Opa. Als Arzt hatte Herr Löwe zwar ein Telefon, doch um ihrer Tochter diese Nachricht zu überbringen, musste Frau Löwe selbst nach Mariaort kommen, denn Lodensteins hatten wie die meisten Leute keins. Sie war mit der Straßenbahn bis nach Prüfening gefahren und dann zu Fuß über die Eisenbahnbrücke und den Naabsteg nach Mariaort gekommen. „Stell dir vor, Samuel, mein Mann ist im Gefängnis!“, rief sie.

Herr Lodenstein stellte die schwarze Farbe und den Pinsel beiseite und versuchte, seine Schwiegermutter zu beruhigen, denn sie schien

ganz außer sich zu sein. Er schloss die Lادتüre ab und ging mit ihr in die Wohnküche nebenan. Rebekka und David staunten, als plötzlich ihre Oma in der Stube stand. Frau Lodenstein war ebenso überrascht, ihre Mutter zu sehen.

„Stell dir vor, Edith, Vater ist verhaftet worden“, wandte sich Frau Löwe an ihre Tochter. „Ich glaube, die Polizei hat heute jeden jüdischen Mann in Regensburg verhaftet.“¹⁴

„Oh, nein! - Was wirft man ihnen denn vor?“, erkundigte sich Frau Lodenstein erschrocken.

„Nichts Konkretes. Angeblich ist es nur eine sogenannte ‚Schutzhaf‘. Man hat sie eingesperrt, um sie vor dem Zorn des Volkes zu schützen, was natürlich völliger Unsinn ist!“¹⁵

„Ach, wo soll das noch alles hinführen?“, seufzte Frau Lodenstein.

Alle waren sehr besorgt. Frau Löwe hatte Angst, alleine in ihre Wohnung nach Regensburg zurückzukehren und blieb deshalb über Nacht bei der Familie ihrer Tochter.

Am nächsten Tag überlegten alle gemeinsam, was sie tun sollten. Frau Löwe hätte es gerne gesehen, wenn ihre Tochter und ihr Schwiegersohn sie nach Regensburg begleitet hätten um zu erfahren, was die Nazis mit ihrem Mann vorhatten. Doch nicht nur sie hatte Angst, sondern auch die ganze Familie Lodenstein.

„Vielleicht ist es besser, Mutter“, sagte Frau Lodenstein, „wenn wir beide alleine gehen. Schließlich haben sie nur die jüdischen Männer verhaftet. Und wenn Samuel jetzt in die Stadt geht, stecken sie vielleicht auch ihn ins Gefängnis.“

Man war noch zu keiner Entscheidung gekommen, als es plötzlich klingelte, und zur großen Freude und Überraschung Herr Löwe vor der Haustüre stand.

„Grüß dich, Opa!“, rief Rebekka erleichtert und fiel ihm um den Hals.

„Oh, Gott sei Dank!“, entfuhr es Frau Löwe. „Sie haben dich wieder freigelassen. Wir haben uns solche Sorgen gemacht! Ich wusste ja, dass das alles nur ein Irrtum sein muss!“

„Nein, nein, Sarah“, sagte Herr Löwe zu seiner Frau, „das war kein Irrtum. Die Nazis wissen genau, was sie tun. Sie wollen uns Juden einschüchtern, das ist alles.“

Nach der stürmischen Begrüßung, setzten sich alle an den großen Eichentisch in der Wohnstube und Herr Löwe begann, über seine Erlebnisse zu berichten:

„Jetzt sind wir so weit, dass sich die SA-Männer als Polizisten aufspielen und einfach wahllos Leute verhaften können.“¹⁶ Sarah hat euch sicher schon erzählt, dass mich die SA aus der Wohnung geholt hat.“

„Ja, das hat sie. Einfach unglaublich, was sich dieses dreiste Nazipack jetzt erlaubt!“, entrüstete sich Herr Lodenstein.

„Es waren nur wir jüdischen Männer, auf die sie es abgesehen hatten“, berichtete Herr Löwe weiter. „Sie pferchten uns bei der Polizei in ein paar Zellen, und dann wurde jeder einzeln verhört, wenn man das überhaupt Verhör nennen kann, was sie da veranstaltet haben.“

„Was haben sie denn gemacht?“, fragte Frau Löwe besorgt.

„Na, zuerst wurde ich ins Verhandlungszimmer geführt. Nein, eigentlich muss man eher sagen, dass sie mich dort hineingetreten und gestoßen haben. Dann hieß es, ich solle mich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch setzen. Eine Lampe schien mir so grell ins Gesicht, dass ich den Mann hinter dem Tisch, der den Befehl gegeben hatte, gar nicht sehen konnte. Ich wollte mich gerade niederlassen, als mir der eine der beiden SA-Männer, die mich hereingebracht hatten, im letzten Augenblick den Stuhl wegzog. Ich fiel auf den Boden, und alle lachten dreckig.“

„Oh, sind die gemein!“, schimpfte David.

„Aber, Vater, dagegen muss man doch etwas unternehmen können!“, wandte sich Frau Lodenstein an Herrn Löwe.

„Ja, so etwas muss man zur Anzeige bringen!“, stimmte Frau Löwe zu.

„Und bei wem soll ich das anzeigen?“, fragte Herr Löwe bitter. „Etwa bei der Polizei? Da komme ich doch gerade her! Außerdem habe ich ja keine Zeugen!“

„Aber wenn sich alle zusammentun und gegen diese Banditen aussagen würden, hätte man vielleicht eine Chance“, meinte Herr Lodenstein.

„Ja, wenn! Ja, wenn!“, wandte Herr Löwe ein. „Aber das kannst du vergessen! Ich fürchte, nach dieser Aktion werden alle so viel Schiss haben, dass jeder froh ist, wenn ihn die Nazis in Ruhe lassen. Wer weiß, was sie sonst noch mit einem anstellen.“

Einen kurzen Moment herrschte in der Wohnstube der Lodensteins beklemmendes Schweigen. Dann nahm Davids und Rebekkas Opa den Gesprächsfaden wieder auf:

„Die Geschichte geht aber noch weiter. Als ich mich endlich auf den Stuhl gesetzt hatte, wurde ich gefragt, was ich denn von der nationa-

len Revolution hielte. Wie man sich leicht denken kann, halte ich als jüdischer Arzt herzlich wenig von den Nationalsozialisten und ihrer ‚nationalen Revolution‘. Als ich nicht sofort auf die Frage antwortete, stieß mich einer der SA-Männer in die Rippen und schrie mich an: „He, du Judensau, man hat dich was gefragt!“

„Oh, wie gemein!“, entrüstete sich David und ballte seine Fäuste. Sein Gesicht legte sich in Zornesfalten.

„Und was hast du daraufhin geantwortet?“, fragte Herr Lodenstein mit ernstem Gesicht.

„Ich sagte: ‚Vielleicht gibt es einen Wirtschaftsaufschwung, aber für uns Juden wird es schwer werden.‘ Daraufhin entgegnete mir der Leiter des Verhörs: ‚Ganz genau, für euch Judengesindel bricht jetzt eine Saure-Gurken-Zeit an, dafür werden wir sorgen.‘ Ich konnte zwar nicht das Gesicht des Mannes erkennen, weil mich die Lampe blendete, aber ich wusste trotzdem, wer mit ‚wir‘ gemeint war, ich sah nämlich das Hakenkreuzabzeichen¹⁷ auf seiner Uniform. Dann wurde ich wieder in die Zelle gesteckt, und der nächste kam an die Reihe. Und heute Morgen hat man uns wieder entlassen. Als ich Sarah zu Hause nicht antraf, habe ich mir schon gedacht, dass sie bei euch ist.“

„Aber Ephraim, das ist ja furchtbar!“, sagte Herr Lodenstein zu seinem Schwiegervater. „Meinst du wirklich, dass man gegen eine solche Behandlung nichts unternehmen kann?“

„Ehrlich gesagt, nein!“, entgegnete Herr Löwe. „So wie ich die Sache sehe, ist bereits die gesamte Polizei fest in den Händen der Nationalsozialisten. Und die rechtschaffenen Beamten, die es sicher noch gibt, haben Angst, den Mund aufzumachen, weil sie sonst ihre Stelle verlieren.“¹⁸

Alle im Haus der Lodensteins waren sehr betroffen von dem, was der Großvater von David und Rebekka berichtet hatte. Frau Lodenstein bot ihren Eltern an, die Nacht in ihrem Haus zu verbringen, doch Herr und Frau Löwe machten sich wieder auf den Weg nach Regensburg in die eigene Wohnung. Nachdem die beiden gegangen waren, zündete Frau Lodenstein die Sabbatlichter an, denn es war Freitag, und die Sonne war bereits untergegangen.

Am nächsten Morgen fuhr die Familie Lodenstein jedoch ausnahmsweise nicht zum Gottesdienst in die Stadt. Herr Lodenstein hatte nämlich noch immer die Sorge, vielleicht auch noch verhaftet und „verhört“ zu werden. Vermutlich hatte er es nur dem glücklichen Umstand zu verdanken, dass er außerhalb von Regensburg wohnte,

dass er der „Schutzhaf“ der Nazis entgangen war. Lange blieb die ganze Familie deshalb beim Frühstück in der Wohnstube sitzen. Gemeinsam sprach man darüber, was die Zukunft wohl bringen würde. David langweilte sich jedoch und trieb sich deshalb im Laden seiner Eltern etwas herum. Plötzlich riss er jedoch die Türe zur Wohnstube auf und rief den anderen ganz aufgeregt zu: „Draußen auf der Straße stehen zwei Nazi-Männer mit schwarzen Hosen!“

Der Hinweis auf die schwarzen Hosen war nicht unbedeutend, handelte es sich doch um die Uniform der SA. Die SA-Schlägertrupps fürchtete man ganz besonders, weil sie oft brutal gegen politische Gegner vorgingen.¹⁹

„Schnell, verstecke dich, Samuel!“, flüsterte Frau Lodenstein ihrem Mann aufgeregt zu. Offenbar sollte nun auch Herr Lodenstein in „Schutzhaf“ genommen werden. Doch es passierte nichts. Niemand klopfte oder forderte sie auf, die Türe zu öffnen. Vorsichtig schlich sich Herr Lodenstein deshalb in den Laden und blickte verstohlen über die Ladentheke durch das Schaufenster auf die Straße. Tatsächlich hatten sich zwei Männer breitbeinig, mit schwarzen Scheißerhosen, wie er die um die Oberschenkel ausgebeulten Hosen nannte, vor seinem Laden postiert. Ihre braunen Hemden und die roten Binden am linken Arm mit dem schwarzen Hakenkreuz auf weißem Grund zeigten sofort, dass es sich um Leute von der SA handelte. Einer der beiden Männer hielt ein Schild in der Hand, das man vom Laden aus jedoch nicht lesen konnte. Der andere hielt einen Schlagstock in der Hand mit dem er ständig in seine linke, offene Hand schlug, so als warte er nur darauf, endlich losschlagen zu können. Herr Lodenstein schlich sich wieder in die Wohnstube zurück und berichtete, was er gesehen hatte. Alle fühlten sich nun wie die Kaninchen in der Falle. Ängstlich wartete man darauf, was nun passieren würde. Doch es geschah nichts weiter. Schließlich zogen die beiden SA-Männer zur großen Verwunderung der Familie Lodenstein wieder ab.

Am nächsten Morgen, als wieder viele Katholiken zum Sonntagsgottesdienst in die Wallfahrtskirche von Mariaort strömten, wurde das Geheimnis um die SA-Aktion gelüftet. Viele Leute kamen nämlich nach dem Gottesdienst in den Laden der Lodensteins, um noch schnell ein paar Sachen einzukaufen, so auch die Nachbarin, Frau Hofschmied, die Frau des Dorfschreiners.

„Gestern standen zwei Männer von der SA vor unserem Laden. Haben Sie das gesehen? Ich hatte schon Angst, dass sie meinen Mann in

„Schutzhaft' nehmen!“, flüsterte Frau Lodenstein ihrer Nachbarin zu, während sie für sie die Wurst einpackte. Sie traute sich nicht, laut zu sprechen, weil zu viele Leute im Laden standen. Mit Frau Hofschmied, die rund hundert Meter entfernt, schräg über die Straße wohnte, war sie befreundet. Von ihr wusste sie auch, dass sie mit den Nazis nichts am Hut hatte, doch welche politische Gesinnung die anderen, umstehenden Leute hatten, wusste man nicht.

„Ja, ich habe die beiden Burschen gesehen. Ich bin gestern nämlich hier mal vorbeigelaufen“, erwiderte Frau Hofschmied fast ebenso leise.

„Haben Sie gesehen, was auf dem Schild stand, das der eine hatte?“, fragte Frau Lodenstein.

„Ja, ja, das habe ich. ‚Deutsche wehrt euch! Kauft nicht bei Juden!‘ stand darauf. Die SA ist gestern vor allen jüdischen Geschäften in Regensburg aufmarschiert, und hat die Kunden am Betreten der Geschäfte gehindert.²⁰ Ich habe es selbst gesehen, weil ich gestern ein paar Besorgungen in der Stadt machen musste.“

„Aber bei unserem Laden war das doch völlig unsinnig! Wir haben doch samstags immer geschlossen, weil wir normalerweise in die Synagoge gehen!“, wunderte sich Frau Lodenstein.

Frau Hofschmied beugte sich nach vorne, um nicht so laut sprechen zu müssen: „Na, haben Sie vielleicht geglaubt, dass man bei der SA mit viel Hirn rechnen kann? Herr Knutschlegel war vermutlich mal wieder übereifrig!“

Frau Lodenstein stockte der Atem. Mit großen Augen starrte sie Frau Hofschmied an. Angstschweiß trat ihr auf die Stirn. Sie staunte über den Mut ihrer Nachbarin. Hatte sie nichts von den Verhaftungen der letzten Tage gehört? Wusste sie nicht, dass SA-Leute politische Gegner manchmal kränkenhausreif prügeln? Vielleicht hatte sie gerade jemand im Laden belauscht und meldete Herrn Knutschlegel, dem nationalsozialistischen Ortsgruppenleiter, was sie gesagt hatte. Dann saß vermutlich bald auch Frau Hofschmied in „Schutzhaft“.

„Na, haben wir es bald da vorne?“, drängelte ein Kunde, der es nicht erwarten konnte, endlich auch bedient zu werden.

Frau Hofschmied sah ein, dass sie bei der Menge der Menschen im Laden das Gespräch mit Frau Lodenstein nicht länger ausdehnen konnte. „Wir reden ein anderes Mal weiter“, sagte sie, bezahlte, verabschiedete sich und verließ den Laden. Sie hatte Mühe, sich den Weg nach draußen zu bahnen, weil die Schlange der Kunden bis auf

die Straße hinausreichte. Mehr als die Hälfte des ganzen Wochenumsatzes machten die Lodensteins in dieser einen Stunde nach dem Gottesdienst in der Mariaorter Wallfahrtskirche. David stand an diesem Tag meist vor der Ladentüre. Wenn er in den Laden zurücklief und rief: „Die Katholen kommen!“, war dies das Zeichen, dass es losging. Dann standen sowohl Frau als auch Herr Lodenstein hinter der Ladentheke, damit die Kunden zwei Reihen bilden konnten. Tatsächlich kamen dann auch bald die ersten in den Kramerladen. Manche liefen sogar regelrecht den Weg von der Kirche ins Dorf hinunter, um die ersten zu sein, die bedient wurden. Andere wiederum ließen die Sache ruhiger angehen, standen noch eine ganze Weile vor der Kirche zusammen und tauschten die neuesten Nachrichten aus. Wenn sie glaubten, dass der größte Ansturm vorbei war, machten auch sie sich mit ihren Einkaufstaschen auf den Weg zu Lodensteins Laden, um sich Brot, Kernseife, Eier, Rasierklingen, Gemüse, Schuhwischse oder was man sonst noch brauchte, zu besorgen. Die Kunden staunten manchmal, dass man hier auch die ausgefallensten Sachen kaufen konnte. Wollte man Kerzenhalter für den Christbaum, Ersatz für den gerissenen Schnürsenkel oder eine Glückwunschkarte zur Erstkommunion des Neffen – Lodensteins konnten fast immer helfen.

Auch David und Rebekka hatten in dieser einen Stunde nach dem Ende des katholischen Gottesdienstes alle Hände voll zu tun. David assistierte dabei seiner Mutter, während Rebekka ihrem Vater half. Ihre Aufgabe bestand darin, die Dinge, welche die Kunden bei ihren Eltern verlangten, möglichst schnell aus den Regalen zu holen. David und Rebekka standen dazu zwei kleine Holzleitern zur Verfügung, die oben jeweils mit zwei Metallringen an einer Eisenstange befestigt waren. Diese Eisenstange verlief entlang der Warenregale von einer Wand zur anderen und hatte lediglich in der Mitte, wo die Türe zur Wohnstube lag, eine weitere Verankerung an der Decke, damit sie sich nicht durchbog. Da die beiden Leitern unten jeweils auf kleinen Rollen standen, konnte man sie an der Eisenstange leicht entlang der Regalwand verschieben.

Auf diese Weise erreichten Rebekka und David schnell auch die obersten Fächer in den Regalen. Die beiden arbeiteten schnell wie Wiesel. Sie hatten einen Wettkampf daraus gemacht, zu sehen, wer am Ende mehr Geld eingenommen hatte, David und die Mutter oder Rebekka und der Vater. Alle vier waren ein eingespieltes Team. Während die Eltern oft schon das Wechselgeld an die Kunden zurückga-

ben, legten ihre Kinder manchmal gerade die letzten gekauften Waren auf die Ladentheke. Wenn die letzten Nachzügler der Sonntagsmesse in den Laden kamen, waren diese manchmal etwas irritiert, wenn Rebekka sagte: „Kommen Sie bitte hier her!“ und David rief: „Nein, hier her!“

Trotz der SA-Aktion am Vortag hatte sich an diesem Sonntag kaum etwas geändert, aber dennoch spürte man, dass für Juden in Deutschland schlechtere Zeiten kamen. Frau Mollser beispielsweise, die in dem Bauernhof neben der Schreinerei der Hofschmieds wohnte, kaufte nun nicht mehr bei Familie Lodenstein ein. Sie und auch ihr Mann waren jetzt Mitglieder der NSDAP. Wie viele andere auch waren sie der Nazipartei noch im März 1933 beigetreten. Ja, es hatte eine solche Flut von Beitrittswilligen gegeben, dass sich die NSDAP gezwungen sah, vorübergehend ein Aufnahmestopp zu verhängen. Die altgedienten Parteimitglieder freilich betrachteten diese „Märzgefallenen“ oder „Märzveilchen“, wie sie die neuen Mitglieder wegen ihres opportunistischen Verhaltens abfällig bezeichneten, mit gewissem Argwohn.²¹

Herr und Frau Lodenstein fühlten, dass sie beunruhigenden Zeiten entgegensahen. Und auch David wurde bald aus seiner bis dahin heilen Welt gerissen.